La Marquise de Tropantres.

Von Hugo Arnold.

Als nach dem glorreichen französischen Kriege die deutschen Truppen ihre lorbeerumwundenen Feldzeichen wiederum in die Heimath trugen, befand sich unser Regiment nicht unter den zurückkehrenden Abtheilungen, denn es gehörte zur sogenannten Okkupationsarmee, die auf Frankreichs Boden bis zur Abtragung der Kriegskostenentschädigung zurückbleiben mußte. Für uns bildete die Verzögerung der Heimkehr keine erfreuliche Zugabe, aber auch die unglücklichen Franzosen empfanden die Anwesenheit der gehaßten Sieger auf der geheiligten Erde ihres Vaterlandes als eine drückende Last und ließen ihren Empfindungen nur zu gern und zu häufig freien Lauf.

Zwischen ihnen und uns spannen sich kaum die Fäden flüchtigster Bekanntschaft; in den Quartieren ließ die angeborene Politesse der Grande Nation es zwar an nichts fehlen; aber fast in jedem Hause schien eine Schranke aufgerichtet zwischen der Herberge, in der man den fremden Eindringling mit schlecht verhehltem Widerstreben duldete, und zwischen dem Heiligthum der Familie, dessen Schwelle ein unsichtbarer, aber desto deutlicher bemerkbarer Wächter mit dräuendem Schwerte behütete. Mit ganz besonderer Sorgfalt bewahrte man namentlich die zarten weiblichen Wesen vor jeder Begegnung mit den ungeschliffenen Barbaren, denen die Frauen und die Töchter ängstlich aus dem Wege geräumt wurden, und wo ein Verkehr sich durchaus nicht umgehen ließ, da mußte eine schnurrbärtige Bonne als Vermittlerin dienen, die das struppige graue Haar gegen alle wirklichen oder eingebildeten Gefahren feite. Mit der anständigen Frauenwelt, mit den Damen der besseren Gesellschaftsschichten kamen wir so gut wie gar nicht in Berührung; nur auf unerreichbare Entfernungen sahen wie sie vor uns vorbeihuschen oder an uns vorüberschweben, gehüllt in rauschende schwarze Trauergewänder, die sie allerdings meist entzückend kleideten; sonst blieben sie für uns unsichtbar und unnahbar; es ging uns wie früher den österreichischen Kameraden in Mailand und Venedig.

Diese gesellschaftliche Aechtung seitens unserer schönen Feindinnen mußten wir ungestraft ertragen, so oft sie uns auch unliebsames Entsagen auferlegte, und so gern wir oft bereit gewesen wären, als Apostel des Friedens durch Anknüpfung zarter individueller Beziehungen die Versöhnung der Völker anzubahnen. Hatte es doch oft den Anschein, als ob die gegen uns ostentativ zur Schau getragenen Gefühle der Abneigung und des Hasses nur die Dekoration einer theatralischen Pose und die mehr oder minder gelungene Verschleierung hohen Interesses und lebhafter Neugier seien, der Empfindungen, mit denen die weiblichen Herzen in allen Ländern und an allen Orten dem zweifarbigen Tuche entgegenpochen, selbst wenn es der Feind trägt. Das verrieth zuweilen mancher aufgefangene blitzende Blick aus schönen Augen, manche wider Willen zur Ausplauderin werdende Geberde; das verriethen mitunter die Bewegungen der dicht geschlossenen Gardinen, wenn wir mit schmetternder Feldmusik durch die Straßen zogen. Aber ungeachtet vereinzelter derartiger hoffnungsvoller Symptome kam es niemals zu einer Annäherung an die hinter grimmem Feindeshaß verschanzte Frauenwelt, und wir haben damals von keiner Liaison vernommen, nicht einmal von einer der flüchtigsten Art, die sich je zwischen einer Französin und einem deutschen Soldaten angesponnen hätte, geschweige denn von einer ernsteren Verbindung oder gar von einer Ehe. Denn die französische Tochter oder Frau, die einem Deutschen ihre Hand gereicht hätte, wäre von ihren Landsleuten — glaube ich — gesteinigt worden, und die ersten Steine dazu hätten ihre eigenen Schwestern aufgehoben.

Später allerdings, als die Truppen längere Fristen hindurch in festen Standquartieren lagen, und der mildernde Einfluß der Zeit sich wirksam zu machen begann, trat auch in diesen Beziehungen eine Aenderung ein, und manche französische Maid drückte in aller Heimlichkeit dem fremden Krieger zärtlich die Hand und duldete es trotz ihrer sonstigen patriotischen und moralischen Enttäuschung, daß auf ihren Lippen ein heißer Kuß brannte, — aber damals, in den ersten Monden nach dem Friedensschluß, waren wir noch gemieden wie Aussätzige und wie Verfehmte.

Ganz besonders herb machte sich dieser Haß in Tropantres fühlbar. Aus dem Bereiche der anmuthigen Villenvororte im Pariser Garten waren wir zuerst schwadrons- und später zugsweise aus einander gezogen in weit weniger reizende, mitunter recht einförmige Dörfer und Farmen verlegt worden, wo des Dienstes immer gleich gestellte, stramme Uhr Tag für Tag eintönig ablief, und wir außer unseren Dragonern nur Menschen mit schmutzigen Zipfelhauben, zerknitterten blauen Blousen und klappernden Holzschuhen zu Gesicht bekamen. Ein gütiges Geschick brachte uns darauf beim nächsten Kantonnementswechsel volle Entschädigung, wenigstens insofern, als der Regimentsstab und zwei Schwadronen in dessen unmittelbarer Nähe einquartirt wurden. Im Dorfe lag die eine Schwadron, sie war in stattlichen Gehöften mit geräumigen Stallungen vortrefflich untergebracht; die andere Schwadron und dazu sämmtliche Offiziere, sowie der ganze Stab hatten im Schlosse Unterkunft gefunden, und hier konnten wir Vergleiche mit dem Paradiese anstellen. Der Ort war uns nicht ganz unbekannt gewesen. Bereits auf dem Vormarsche gegen Paris war nämlich eine aufklärende Offizierspatrouille unter Premierlieutenant Graf Gloneck durch Tropantres durchgeritten; der Führer und seine Dragoner hatten nicht genug von den flüchtig gemusterten Herrlichkeiten des Schlosses und seines ausgedehnten Parkes zu erzählen gewußt, sowie von dem ausgezeichneten Labetrunk aus dem Schloßkeller, der sie auf der kurzen Rast erquickt hatte. Während die Eigenthümer der meisten Landgüter, auf denen wir als gefürchtete Gäste einkehrten, flüchtig gegangen waren, hatten Marquis und Marquise de Tropantres auf ihrem Ahnensitze ausgeharrt, freilich nicht ganz freiwillig, indem dem Grafen Gloneck vom Maire berichtet worden war, der Ausbruch des Krieges habe die Herrschaften überrascht, der alternde Marquis liege an einer schweren Krankheit darnieder und werde von seiner Gemahlin mit aufopfernder Treue gepflegt. Die Marquise, hatte das gesprächige Gemeindehaupt beigefügt, sei eine junge, kinderlose Dame von wunderbarer Schönheit aus einem außerordentlich reichen Hause.

Als wir jetzt auf Tropantres zuritten, drehte sich selbstverständlich unser Gespräch um diese Dinge, wußten wir doch, daß uns aller Warscheinlichkeit nach hier ein Aufenthalt von etwas längerer Dauer beschieden sein würde, und in der Hoffnung auf gute Quartiere ließen unsere Leute den Marschgesang noch einmal so fröhlich erschallen und die Rosse griffen munter aus, als ob sie ihre Reiter verständen. Die Meldung der uns weit vor dem Orte erwartenden Quartiermacher, daß Mannschaften und Thiere ganz vortreffliche Aufnahme finden würden, war eine frohe Botschaft.

Unter den schmetternden Klängen eines schneidigen Marsches bogen wir von der Chaussee ab und ritten unter dem Laubgewölbe einer prächtigen Ulmenallee, welche die Zufahrtstraße in sechsfachen Reihen säumte, dem Schlosse entgegen. Dieses war ein weitläufiger Komplex von Gebäuden verschiedener Stilarten; in jedem Jahrhundert hatten die Herren von Tropantres einen Bau zu den früheren gefügt. Der eine Flügel zeigte an Thürmen, Erkern und Giebeln die pittoresken Formen der romantischen Spätgothik, der andere die koketten Linien und das krause Zierwerk des graziösen Roccocco, und mitten inne als der trutzige Kern des Ganzen ragte in imponirendem Massiv ein wuchtiger Donjon empor, dessen altersgraue Wände romanische Fenster mit gekuppelten Säulchen durchbrachen. Steil stieg über der Zinnenkrönung das Dach auf, und von einem auskragenden Erker hing schlaff, kaum vom leisen Windeshauch bewegt, eine schwarze Fahne lang herab gleich einem Schattenstrich über dem sonnenbeglänzten Gemäuer.

Es hätte den Umständen nach nahe gelegen, in dieser Flagge eine feindliche Demonstration wider uns, die ungebetenen Gäste, zu sehen; allein auch die gesammte zum Vorschein kommende Dienerschaft trug Trauerkleidung oder Trauerabzeichen, und noch vor dem Absteigen aus dem Sattel vernahmen wir, daß die Trauer dem Schloßherrn gelte. In den Armen seiner Gemahlin war der Marquis eine Woche nach der Ankunft der Patrouille des Grafen Gloneck zu seinen Vätern heimgegangen; sein letzter Seufzer hatte dem Unglück Frankreichs gegolten. Damals war die schwarze Fahne gehißt und seitdem nicht mehr eingezogen worden. Zehnmal hatte inzwischen der Mond gewechselt, und die normale Zeit der üblichen tiefen Trauer war längst abgelaufen; wir waren daher geneigt, der Marquise die Absicht unterzuschieben, sie wolle mit der Familientrauer geschickt die Nationaltrauer drapiren und auf solche Weise uns bündig darthun, was sie in anderer Art nicht sagen und nicht zeigen durfte. Der düstere Wimpel da droben am Thurme, die Florschleifen um Cylinderhut und Rockärmel eines jeden Bedienten, die schwarzen Kleider und Bänder, die Creperüschen der Zofen und Kammerkatzen, die geschlossenen Vorhänge und niedergelassenen Rouleaus an den blitzblanken Fenstern — das alles redete die stumme, aber um so beredter wirkende Sprache einer in Schmerz versenkten und außerdem vielleicht in ohnmächtigem Zorne glühenden Frauenseele.

In völligen Gegensatz dazu traten die höflichen Worte und der verbindliche Ton, womit der Haushofmeister der Marquise, würdevoll und selbstbewußt wie ein Grand-Seigneur, unseren Obersten empfing und als Vertreter seiner Gebieterin deren höfliche Einladung ausrichtete, die sämmtlichen Herren möchten im Schlosse Wohnung nehmen und sich als Gäste der Marquise betrachten. Und in der That, soweit Unterkunft, Verpflegung und Bedienung in Frage kam, waren wir gleich den best willkommenen Gästen gehalten. Der gothische Flügel war uns überlassen. Dort hatte ein Jeder von uns einen Salon nebst zwei Kabinetten zur Verfügung; im Erdgeschosse hatten wir ein Kasino mit Speise-, Spiel- und Bibliotheksaal. Die Rosse wieherten im luftigen, hochgewölbten, mit denkbar größtem Luxus eingerichteten Stallungen, und die Dragoner waren in den Räumen der Stallbediensteten kasernirt wie Herrschaften. Küche und Keller waren fürstlich bestellt, und die Mannschaften erhielten zu ihren gefaßten Rationen alltäglich eine Zulage in Gestalt eines saftigen Bratenstückes und eines Bechers guten Weines; kurzum, unsere körperliche Existenz machte das Sprichwort wahr „vom Leben wie in Frankreich". So mochte es den Kriegern Hannibals in Kapua behagt haben.

Ein einziger Mißton störte die Harmonie dieses Freudenkonzertes: die Schloßherrin blieb uns in unnahbarer Ferne, fremd und fast unsichtbar, wie das verschleierte Bild der Göttin von Saïs. Obwohl das Walten ihrer anordnenden Hand ununterbrochen sich fühlbar machte, wich sie uns beharrlich und glücklich aus. Gleich am ersten Tage, als der Oberst nebst seinen Offizieren sich durch den Haushofmeister zur Aufwartung bei der Dame des Hauses hatte melden lassen, hatte die Marquise in der höflichen Art für die ihr zugedachte Ehre gedankt, aber rundweg und ein- für allemal den Empfang der Herren, unter Berufung auf ihre Trauer abgelehnt, weshalb wir es bei dem guten Willen bewenden lassen mußten, ihr die schuldige Höflichkeit erweisen zu wollen. Um artig zu erscheinen, übte sie dagegen die Gastfreundschaft ihrem Reichthum entsprechend in wahrhaft fürstlichem Stile und in einem so weit gehenden Maße, wie wir es selbst in der Heimath während der Manöver nirgends erlebt hatten.

Allein wir, die Offiziere, waren als Personen für sie nicht vorhanden; wir waren ihr völlig — Luft. Das wollte sie augenscheinlich beweisen, und diese klare Demonstration, der wir bei der Lage der Dinge ohnmächtig gegenüber standen, verletzte uns auf das Tiefste, weil sie auch — wie ich gestehen will — unsere individuelle Eitelkeit so empfindlich kränkte. Wir schwuren ihr daher Rache, und unsere renommirtesten Herzensbrecher und gefeiertsten Sieger im Damenkrieg schmiedeten Plan um Plan, um die stolze Marquise zu bezwingen und ihr die Kapitulation aufzudringen. Jedoch dazu bot sich schlechterdings keine Gelegenheit. Denn während unserer Anwesenheit im Schlosse oder im Parke verließ die stolze Feindin den von ihr bewohnten Flügel nicht, und nie hoben sich die geschlossenen Vorhänge dortselbst, selbst dann nicht, wenn die verlockendsten Weisen unserer Kapelle zu den Fenstern emporbrangen. Sobald wir aber zum Exerzieren auf den vom Schlosse ziemlich entfernt gelegenen Uebungsplatz abgerückt waren, und die Insassen der feindseligen Burg die Luft rein wußten (denn die zurückgebliebenen Burschen und Wachen zählten nicht), öffnete sich das Thor, und auf schnaubendem Rosse, gefolgt vom eleganten Stallmeister und von reich galonirten Jockeys, sprengte Madame la Marquise davon ins Freie, in die entgegengesetzte Himmelsrichtung von jener, wo die Schwadronen operirten, flankirten und attackirten; mitunter thronte sie hoch auf einem Tilbury, den sie mit Meisterschaft lenkte. Stets kehrte sie jedoch vor uns zurück, um uns nicht zu begegnen, und nur durch den Mund der Burschen erfuhren wir von den Ausflügen, auf welche die Trauer keinen Einfluß übte.

Von dieser stolzen Zurückgezogenheit vermochten wir blos einige wenige Male eine Ausnahme festzustellen. Die Lieblinge der Marquise waren ihre Pferde, und diese um so mehr, als ihr Stall durch die Unbilden des Krieges ebenfalls schwer gelitten hatte. Die zum Truppendienst geeigneten Thiere waren theils den französischen, theils den deutschen Requisitionen verfallen und nur ein paar leichte Damenpferde diesem Loose entgangen. Einigermaßen hatten bereits Ankäufe in England die Lücken ergänzt, aber immer stand erst ein Viertel der früher gehaltenen Thiere im Stall, die sonst wegen ihrer Schönheit und Zahl den Stolz der Eigenthümerin und der Dienerschaft gebildet hatten. Den geretteten theueren Favoriten und den neuen Günstlingen widmete die Marquise ihre volle Sorgfalt; ein Ruf in den Stall, sobald dort irgend etwas vorfiel, konnte sie veranlassen, den selbstgeschaffenen Bann zu brechen, das Schloß zu verlassen und die weite Esplanade zu passiren, welche die Stallungen vom Schlosse trennte, — ganz ohne Rücksicht darauf, daß sich dort die Dragoner in blauem Rock oder in der Drillichjacke herumtrieben, und sie unfehlbar dem einen oder anderen der Offiziere begegnen mußte. Ein Zusammentreffen bei solcher Gelegenheit verschlug ihr augenscheinlich nichts. Einen Lakaien hinterdrein, schritt sie mit der Hoheit einer Herrscherin dahin und es schien sich ganz von selbst zu verstehen, daß die Dragoner vor ihr Front machten und sporenklirrend die Hacken zusammenschlugen, als ob sie eine Prinzessin salutirten; ein Kopfnicken dankte ihnen, leicht nur und gnädig und dabei doch so leutselig, daß die Soldaten sich dadurch belohnt und beglückt fühlten. Auch die ehrerbietige Verneigung der Offiziere erwiederte die Marquise in tadelloser Form und Höflichkeit. Trotzdem lag in dem vollen Auge, dessen leuchtender Strahl blitzschnell die Figur des Begrüßten von der Mütze bis zur Stiefelspitze maß, ein ganz unbeschreiblicher Zug; aus seinen Tiefen stieg es auf wie eine dräuende Wetterwolke, und wie ein Bannschrecken, der alles vor sich in den Staub schleudert und zurückscheucht. „Eisig wie die Gletscher des Montblanc und unnahbar wie Prinzessin Dornröschen hinter dem Hag", so bezeichneten unsere Lieutenants die Dame.

Eisig, unnahbar — ja, so war sie, und so bewies sie sich zu unser aller tiefstem Leidwesen. Und dabei war sie von berückender Schönheit, und ihre demonstrative Kälte und Unnahbarkeit wirkte trotz alledem wie eine Herausforderung, das frostige Eis zu brechen, denn jede Bewegung des in vollem Jugendreiz blühenden Weibes und jeder Aufschlag des flammenden Auges verrieth das Feuer, das in diesem Frauenbusen glühte. O, schön war sie! Unsagbar schön! Etwas höher, als gewöhnlich die französischen Damen gewachsen sind, selbst die mittlere Größe der deutschen Frauen überragend, wiegte ihre junonische Gestalt sich leicht in den Hüften, rhythmisch wie ein musikalischer Akkord wogte jede Bewegung; dichte Flechten glänzenden blauschwarzen Haares umrahmten ein edelgeschnittenes Oval von marmorhafter Bläße, und lange seidene Wimpern überschatteten das mitternächtig dunkle Auge, über dem gewöhnlich ein leichter Flor wie ein schattendes Geheimniß lag; weit vom Haupte nieder zur schwarzen Schleppe wallte ein Crepeschleier. Es schien unnatürlich, daß diese lebensprühende Gestalt sich auf immer in Trauer um einen ungeliebten Gatten hüllen werde, und dem Selbstgefühl unserer jungen Herren schien es unglaublich, daß diese trutzige Festung uneinnehmbar sein sollte.

„Das schlafende Dornröschen will ich doch noch zum Wachen küssen!" so verschwor sich Graf Gloneck hoch und theuer, als wir ihn eines Tages damit neckten, daß er mit besonderem Eifer, wenn auch blos par distance und aus dem Hinterhalte, das Thun und Treiben der fesselnden Marquise unablässig beobachte und verfolge.

Der Ausführung dieses löblichen Vorsatzes schien plötzlich die Gunst des Glückes zu lächeln. Der Brigadekommandeur hatte eines Tages eine Besichtigung angesagt, und wir waren in größter Gala, soweit eine solche sich bei der Feldausrüstung überhaupt erzielen ließ, auf den Uebungsplatz ausgerückt. Es herrschte drückende Schwüle, und schwere Wetterwolken verfinsterten den Horizont, so daß der General behufs Schonung unserer Gala das Regiment nach kurzer Inspektion, viel früher, als zu erwarten war, in die Quartiere abreiten ließ. Eine geraume Strecke, bevor wir diese erreichten, brach ein Gewitter von seltener Heftigkeit los, gerade während wir den Wald passirten, der die Ortsflur von Tropantres umgiebt. Auf dem nächsten Wege, durch eine enge Schneuse trabten wir dahin. Grelle Blitze fuhren vom Himmel herab, ununterbrochen raste der rollende Donner, prasselnd wandelte sich der strömende Regen in schmetternden Hagel, mit Sausen und Heulen fuhr der Wind durch die Wipfel der Bäume, als ob er die Waldesriesen entwurzeln wolle; rings um uns tobte und krachte es, alle Elemente schienen in Aufruhr gerathen zu sein; der Sturm steigerte sich zum Orkan. Dadurch entstand bei unseren Rossen die heftigste Erregung. Die Thiere, welche im Schlachtenfeuer bebend, aber ruhig gestanden hatten, bäumten und scheuten, als die Blitze vor ihnen oder zur Seite niederfuhren, die Baumstämme krachend zusammenbrachen, und das Brüllen des Sturmes sie umtobte. Wir vermochten trotz aller Anstrengungen die Ordnung nicht mehr aufrecht zu erhalten und wünschten nur sehnlichst, aus der schauerlichen Hohlgasse des Forstes bald in das Freie zu gelangen, wo wir der zum Tode erschrockenen Pferde wieder Meister werden und sie zur Ruhe bringen konnten. In wirren Knäuel geballt, wälzten die Schwadronen sich dem Waldausgange zu.

Plötzlich erschollen vom Ende der langen, wogenden Marschsäule her gellende wilde Rufe, welche das Brausen des Sturmes, das Schnauben der Rosse und das Klirren der Eisen übertönten. Mit der Windsbraut um die Wette jagte der Wagen der Marquise heran; die Pferde waren bei dem Toben der Elemente durchgegangen, und machtlos hielt die Marquise die Zügel; den Hut hatte der Sturm vom Haupte gerissen, und im Winde flatterte lang das entfesselte Haar. Ungeachtet sie jeden Augenblick vom Sitze geschleudert werden konnte, saß sie aufrecht, nur ihr Antlitz war noch bleicher als sonst; Todtenblässe hatte es überzogen, aber die Fassung hatte sie nicht verloren im Gegensatz zu dem Groom, der sich mit Jammergeschrei vornüberbeugte. Augenscheinlich drohte ihr die höchste Gefahr, wenn das steuerlose Gefährt in unsere Kolonne hereinstieß. Der Trompeter an der Queue blies zwar mit Aufwand aller seiner Lungenkraft das Signal „Achtung!" zum Ausweichen; aber was half das, was half das Schreien und Rufen der Chargen, da die schmale Schneuse kaum dem Getümmel unserer schlagenden Thiere Raum bot? In rasendem Laufe stürmte der Wagen heran, jetzt mußte er mit voller Wucht auf den hintersten Knäuel prallen, — da löste sich Graf Gloneck aus dem wirbelnden Haufen los, sauste mit mächtigen Sätzen dem Fahrzeug entgegen, dessen Pferde ob der unerwarteten Begegnung stutzten. Es war nur ein Moment, dann prallten der kühne Reiter und die wilden Durchgänger zusammen, die Rosse sanken rückwärts auf die Hacken, der Wagen stand mit einem Ruck, und der Lieutenant hing in den Zügeln; rasch waren einige Leute an seiner Seite, die Marquise war gerettet.

Es war, als ob damit die Gewalt des Sturmes besänftigt worden wäre; Blitz und Hagel hörten auf, der Wind ließ nach; die Pferde beruhigten sich, und wir konnten die gestörte Ordnung in den Gliedern der Schwadronen wieder herstellen. Ein paar Räder vom Wagen der Marquise waren bei dem heftigen Zusammenstoß in Trümmer gebrochen; den Schaden besserten rasch einige abgesessene Dragoner durch Unterbinden von Schleifstützen aus gehauenen Baumästen aus, u. so konnte die Marquise nach kurzem Aufenthalte wieder den Wagen besteigen und langsam hinter dem Regimente drein zu ihrem Schlosse fahren, wobei Graf Gloneck mit aller Behutsamkeit das Gespann lenkte.

Während des ganzen Vorfalles hatte sie mit ihrem Retter kaum einige Worte getauscht; stumm hatte sie seine Anordnungen geschehen lassen; auf seine besorgte Frage, ob sie selbst keinen Schaden gelitten, hatte sie kurz erwiedert, daß sie heil geblieben sei und hoffe, es möge auch ihm nichts zugestoßen sein. Als er ihr dann zum Aufsteigen den Arm bot, da glaubte er einen leisen Druck der Hand zu spüren, und als er sie am Schloßportale vom Wagen hob, da fühlte er diesen Druck wiederum ganz leicht, ein zarter rother Schimmer flog über das bleiche Marmorgesicht der Marquise, wehmüthig und doch zugleich von Seligkeit durchleuchtet, traf ihn der Strahl ihres Auges. Dann reichte sie ihm die Rechte, auf die er sich rasch zum Kusse beugte, verneigte sich wie eine Fürstin, welche die gebührende Huldigung gnädig entgegennimmt, und wandte sich mit rauschender Schleppe der Thorhalle zu.

Darauf rief der Dienst, um vorsorglich den Nachwehen des Unwetters zu steuern; die Rosse mußten geputzt, die Monturen und das Lederwerk getrocknet, die Waffen gesäubert werden. Nachdem darüber einige Stunden vergangen waren, eilte Graf Gloneck auf sein Zimmer, um Toilette zu einem Besuche zu machen, den er der Marquise behufs Erkundigung nach ihrem Ergehen zu erstatten gedachte. Er fand dortselbst einen herrlichen Blumenstrauß und ein photographisches Bildniß vor, das die Marquise in ihrer strahlenden Schönheit und im Gesellschafts-, nicht im Trauerkostüm zeigte; ein duftendes Billet lag bei mit der Widmung: „En reconnaissance à mon sauveur courageur — la Marquise de Tropantres."

Voll Entzücken über diesen Huldbeweis ließ der Graf sich bei der Schloßherrin melden. Er wurde empfangen, zugleich mit dem Obersten, der ebenfalls gekommen war, um sich des Wohlbefindens der Marquise zu versichern. In warmen Worten äußerte dieselbe ihre Dankbarkeit, indessen nicht mit jenem Entgegenkommen, das Graf Gloneck in schmeichelnder Hoffnung erwartete hatte. Es war blos der Dank, der aus ihrem Munde klang, — nichts weiter; ihre Haltung blieb reservirt wie die einer Fürstin, die selbst den Ausdruck schuldigen Dankes huldvoll eine Gnade spendet und ihre zum Kuß gewährte Hand berührte kühl und glatt seine Finger. Den Obersten bat die Marquise, die Dragoner, die ihr Beistand geleistet hatten, beschenken zu dürfen, was dieser als dienstlich unstatthaft höflich ablehnte. Hierdurch fühlte sie sich augenscheinlich unangenehm getroffen, Kälte wehte aus ihrer Rede, und nach kurzem Gespräche waren die beiden Offiziere verabschiedet. In Graf Glonecks Brust stieg darob bitterer Aerger auf; er maß dem Obersten die Schuld bei, daß er der Marquise nicht näher kommen konnte, und sah sowohl in dessen Anwesenheit wie in dessen Benehmen die Ursachen des Hindernisses. Darum versuchte er am folgenden Tage, abermals empfangen zu werden, jedoch vergeblich, indem die Marquise wegen Unwohlseins sich entschuldigen ließ. Das wurmte den Grafen Gloneck ungemein, — nachdem er sich anfänglich für die stolze Quartiersherrin blos interessirt hatte, vielleicht nur in etwas höherem Grade als die Kameraden insgesammt, hatte er jetzt Feuer gefangen, und sein Herz stand in vollen Flammen. Darum wollte er verzagend fast verzweifeln, als der kaum angeknüpfte Faden plötzlich wiederum abriß, so jäh abgerissen wurde von ihr, für die jede Fiber seines Herzens zitterte. Und wie es bei sensitiven Naturen der Fall zu sein pflegt, so geschah es auch bei ihm: angesichts des augenblicklich auftauchenden Hemmnisses entbrannte seine rasch entstandene Liebe zur lodernden Leidenschaften. Da wir kameradschaftlich wie eine Familie zusammen lebten, Leid und Freude wie Brüder mit einander theilten, machte er kein Hehl aus seinem Seelenzustande, und wir hegten inniges Mitgefühl mit dem in Sehnsucht sich Verzehrenden.

Unser Urtheil über die stolze Marquise klang nicht sonderlich freundlich. Wenn wir ihr auch aus den Gesinnungen der Franzosen gegen uns heraus mildernde Umstände zubilligten, so fanden wir doch das schroffe Ablehnen des Empfangs mehr als unhöflich und nicht im Einklange mit dem Danke, zu dem sie ihrem Retter verpflichtet war, und dem eine Photographie nicht genügend entsprach. Es traf sich wirklich gut, daß die bei Tische aufwartenden Lakaien die deutsche Sprache nicht verstanden und deshalb ihrer Gebieterin die zürnenden Aeußerungen nicht zu rapportiren vermochten, die über den Hochmuth und den blinden Haß ihrer Volksgenossen und insbesondere jener vom schönen Geschlechte fielen.

Nur Einer aus unserer Runde theilte die Entrüstung nicht, Rittmeister von Segan, ein erfahrener Kenner des Frauenherzens. „Wie thöricht seid Ihr jungen Leute doch!" sagte er zu mir, als wir nach Schluß der Tafel über den Korridor schritten. „Trotz Wittwenschleier und Trauerflagge glüht Madame in noch heißerer Liebe als unser Freund Gloneck, und deutlicher könnte nichts sprechen als ihr Benehmen. Dem Anstoße des Augenblicks gehorchend, überließ sie sich ihrer natürlichen Empfindung, worüber sie sofort in echt weiblichem und nationalem Gefühle Reue empfand und beschämt sich die Zurückhaltung auferlegte, die sie selbst am bittersten schmerzt. Wenn Graf Gloneck seine Sache versteht, so ist jetzt die Temperatur, bei welcher die Eisrinde schmilzt."

In der That, Herr von Segan hatte Recht; er hieß nicht umsonst der alte Schwerenöther. Er hatte mir die Augen geöffnet, und ich sah nun schärfer; ich bemerkte, daß sich die geschlossenen Vorhänge an einem der Fenster im Roccocobau stets leise, wie zitternd, bewegten, und in einem kaum sichtbaren Spalt eine niedliche Hand erschien, so oft Graf Glonecks ritterliche Gestalt vor dem Schlosse auftauchte. Ich machte ihn darauf aufmerksam, doch er wollte oder konnte nichts sehen und schüttelte den Kopf; denn die Marquise blieb jetzt wie eine asketische Inkluse des Mittelalters in ihren Mauern. Mehrere Tage schlich er traurig herum.

Da überraschte uns plötzlich der Befehl zum Aufbruch; unerwartet wurde eine Truppenverschiebung angeordnet, die uns zwei Tagemärsche weiter nach Norden verlegte in eine des Rufes arger Ungastlichkeit sich erfreuende Gegend. Am zweiten Tage nach Erhalt der Ordre sollten wir abmarschiren.

Ungeachtet dessen, daß wir das herrliche Quartier zu Tropantres nur sehr ungern verließen, machte sich doch die Meinung geltend, daß das Scheiden wenigstens unserem Freund Gloneck den Vortheil bringe, ihn aus der unbehaglichen Nähe der Marquise zu entfernen, — und aus den Augen, aus dem Sinn! dachten wir.

Noch einmal ließ der Kommandeur bei der Marquise die höfliche Anfrage stellen, ob sie nicht die Offiziere zur Aufwartung und zur Dankeserstattung für ihre liebenswürdige Aufnahme empfangen wolle, und wiederum zum Abschiede wie vordem bei unserer Ankunft lautete die in verbindlichster Form dankende und bedauernde Antwort ablehnend; wir hatten keine andere erwartet und machten uns nichts daraus. Dagegen schien uns die Marquise diese Pille etwas schmackhafter gestalten zu wollen. Ich habe bereits erzählt, daß Küche und Keller stets fürstlich bestellt waren; an jenem Tage aber, also am Tage vor unserem Abmarsche, war die Tafel mit einer Opulenz ausgestattet, die jeder Beschreibung spottet, namentlich Weine servirte der Kellermeister, dergleichen unsere theilweise recht fachkundigen Zungen in solcher Vorzüglichkeit noch nie gekostet hatten. Darüber dehnte sich das „Henkersmahl" (so nannten die verbrecherischen Lieutenants in ihrem Muthwillen das Abschiedsdiner) bis in die späte Abendstunde aus, und die Wegnahme der schweren Flaschenbatterien entfesselte die Geister; es ging recht lebhaft zu. In einem zündenden Toaste feierte der Oberst die Gastfreundlichkeit der Schloßherrin, und begeistert ließen wir auf das Wohl der schönen Marquise die Gläser an einander klingen.

Hätte nur nicht Baron Rödern unserem armen Gloneck die Stimmung verdorben! Er stieß mit ihm an und sagte schmerzend: „Ein anderes Städtchen — ein anderes Mädchen, Kopfhänger!" Doch der Graf fühlte sich dadurch getroffen; die steigende Heiterkeit hatte ihm ohnedies nicht behagt, weshalb er die lärmende Gesellschaft verließ und aus dem Saal sich in den anstoßenden Park begab. Ich bemerkte sein Weggehen und versuchte, ihn bei uns festzuhalten, weil ich ihn nicht trübseligen Träumereien überlassen wollte. Aber Graf Gloneck ließ sich zur Umkehr nicht bewegen, da er heute nicht zu den lustigen Zechern passe; er wollte sich in der wundervollen Nacht ergehen, sagte er, und sein Leid den Gestirnen klagen.

Eigentlich konnte ich ihm nicht Unrecht geben, daß er sich von dem magischen Zauber der Nacht locken ließ. In tiefem Dunkel spannte sich hoch zu unseren Häuptern das mächtige Himmelsgewölbe aus, an dessen weitem Bogen unzählige schimmernde Sterne funkelten. Im Südosten stand die blinkende Sichel des Halbmondes und ließ ein fahles Licht über die schweigende Landschaft gleiten. Nichts rührte sich, nur aus dem Dorfe schallte der Anruf der visitirenden Runde herüber; leise im Windeshauche rauschten die Wipfel der hochragenden Bäume wie mit verhallenden Seufzern, und aus der Ferne, tief aus den Büschen, klang das sehnsüchtige, melodische Lied der Nachtigallen. Berauschend wogten Ströme von Duft aus den Blumenparterres; geheimnißvoll webte in den Lüften der mystische Reiz der Hochsommernacht, und mit wollüstiger Schwüle wehte sinnbethörend ihr Odem.

Im Saale war es dem Grafen Gloneck zu drückend geworden, nun umfing ihn im Freien der erschlaffende Hauch. Ihm zu entrinnen, lenkte er seine Schritte dem Parke zu. Lange Zeit saß er in Sinnen und Träumen verloren auf einer mondbeglänzten Bank, dann folgte er, willenlos dem Gesang der Nachtigallen nachgehend, einem verschlungenen Pfade, der über grüne Wiesen und durch dunkle Gehölze einem munter murmelnden Bächlein entlang zu einer dicht durchwachsenden Fichtenschonung führte. Schattige Kühle umspielte seine heißen Schläfen, und in vollen Zügen sog er den würzigen Harzduft ein; inmitten der grünen Wände wandelte er dahin, bis sich eine schmale Lichtung aufthat. Zwischen den Streifen eines Rasensaumes glitzerte der Silberspiegel eines lieblichen Wasserbeckens, von dem aus sich eine stille Bucht weit nach oben hinauf in den finsteren Schatten überhängender Weiden und hochstämmiger Erlen verlor. Ein Kahn schaukelte am Ufer. Rasch sprang er hinein, löste das Seil und trieb das Boot in das blinkende Gewässer, daß von den klatschenden Rudern die Tropfen wie Demanten träufelten. Dann warf er mit schnellem Entschlusse die Kleider vom Leibe, sprang in die Fluth und schwamm hinauf in die schattendunkle Bucht, an deren äußersten Winkel der Bach mit rauschender Kaskade über eine Felsenwand herniederstürzte. Wohlig umschmiegten ihn die Wellen, er tauchte, dann holte er mit kräftigem Stoße aus gegen das Ufer zu, wo bei Tageshelle weiße Seerosen die Alabasterhäupter über den Blättertellern wiegten, und weiße Schwäne die Flügel blähten. Das war sein Lieblingsplatz gewesen. Jetzt in der lauschigen Nacht waren Ledas Vögel schlafen gegangen; die Blüthen hatten im Schlummer die Kelche geschlossen, schweigsame Finsterniß schwebte mit schwarzen Fittichen über dem dunklen Gewässer. Langsam ließ er sich von den plätschernden Wellen treiben.

Da — was gewahrte plötzlich sein träumerisch über die dämmernde Wasserfläche schweifender Blick? Aeffte ihn Täuschung? — Ueber den grünen Blättern, mitten unter den gefalteten Bündeln der Blumenkelche, weiß wie Marmor, von schwarzen Flechten umrahmt und von einem durch die Laubkronen schimmernden Mondstrahl umzittert, ruhte ein holder Frauenkopf auf der silbernen Schale der Fluthen, und die Wellen umspülten die Umrisse schneeiger Glieder. Unter den gesenkten Lidern hervor starrten ihm ängstlich bangende Augen, in Weh gebrochen, entgegen.

„Blanche! Blanche! Können Sie mir verzeihen?" löste es sich von seinen Lippen.

„Fort! Fort von hier!" zitterte es ihm aus tief gepreßter Brust entgegen.

„Nur, wenn Sie vergeben, nicht zürnen, Blanche!" flehte er.

„Fort! Ich möchte vergehen!" hauchte es bebend über die Wellen.

„Blanche! Ich gehe — um Gottes willen, doch ohne Groll! Blanche!" bat er von Neuem.

„Ohne Groll!" flüsterte es klagend zurück.

Darauf wandte sich Graf Gloneck und schwamm schleunigst zum Kahne. Seine Schläfen hämmerten, in fluthenden Strömen wallte ihm das Blut vom Herzen zur Stirn, fast schwanden ihm die Sinne, und nur mit dem Aufgebot aller Kraft konnte er den Sturm in seinem Inneren bemeistern, bis er das Boot erreichte. Im Nu kleidete er sich an und eilte, so rasch ihn die Füße trugen, in das Schloß. Kaum wußte er — wie ihm geschehen. Was sollte nun werden? Nach dieser Begegnung konnte er nicht scheiden, ohne die volle Vergebung der Marquise erlangt zu haben. — Vergeben durfte sie, ja sie mußte; sie mußte sein, sein Weib werden! Doch am frühen Morgen schon, bevor die Sonne über den Wipfeln des Parkes emporstieg, am frühen Morgen schon sollten die Trompeten zum Abmarsch blasen! — In wirrem Durcheinander wirbelten diese Gedanken durch sein Gehirn. Doch Eines stand bei ihm fest, das Eine, daß die Schatten dieser Nacht nicht sinken durften, ohne daß die Entscheidung gefallen, — mochte die Marquise ihn auch verdammen. Indessen — das konnte sie nicht, denn er war unschuldig an dem verhängnißvollen Zufall, und seinem aufrichtigen Worte mußte sie Glauben schenken.

Darum eilte er hinüber in die Gemächer der Herrin. Der thürhütende Diener traute seinen Augen und Ohren nicht, als er das kurze Begehren des deutschen Offiziers vernahm, Zutritt zu erhalten; doch die Entschiedenheit des Tones, mit dem dieser nicht mehr sprach, sondern befahl, sowie die goldene Begleitung, die er seinen Worten anfügte, beglaubigten dem Manne, daß es sich um Wichtiges handle, und die rasch herbeigerufene Kammerfrau kam unter dem Drucke der nämlichen Argumente zu der gleichen Ueberzeugung, weshalb sie den Grafen in ein Appartement ihrer Herrin brachte, nicht ohne daß sie diesem die Verantwortlichkeit für das unerhörte Unterfangen aufbürdete. Der Graf jedoch bat sie nur, zu schweigen und ihn allein zu lassen.

Nicht lange hatte er zu harren. Im Nebengemache öffnete sich eine Thür, und mit eiligen Schritten rauschte die Marquise in den strahlend hell beleuchteten Salon herein. Als sie den Grafen erblickte, rang sich ein Schreckensschrei von ihren Lippen, aber im Nu lag er ihr zu Füßen und bedeckte die Hände mit flammenden Küssen. Vergeblich versuchte sie, sich ihm zu entwinden, er hielt sie fest; glühende Purpurwogen überwallten das bleiche Antlitz, dann löste sich eine Thränenfluth von den Wimpern, und zagend stammelte sie:

„Um der Liebe Gottes willen, lassen Sie mich, mein Herr!"

„Nein, Blanche, ich halte Dich und lasse Dich nicht!" erwiederte er mit so innigem Tone, daß sie die Augen hob und bat:

„Barmherzigkeit! Was soll ich thun?"

„Mich lieben und mein Weib werden!" jubelte er, sprang auf und schloß die bebende Gestalt in seine Arme. Anfangs sträubte sie sich, doch rasch brach sich ihr Widerstand. Schluchzend barg sie das Haupt an seiner Brust und ließ es geschehen, daß er Küsse ohne Zahl auf ihre schmachtenden Lippen und auf ihr duftiges Haar drückte.

Und sacht stahl sich der Mondstrahl in das Gemach, und in der Ferne schloß die Nachtigall ihr sehnsüchtiges Lied mit jauchzenden Schlägen. — —

* * *

Unterdessen hatte unsere schwere Sitzung nach dem „Henkersmahl" fortgewährt, und die Batterien der in Eis frappirten Flaschen wiesen beträchtliche Lücken auf. Die Lebhaftigkeit der Stimmung steigerte sich immer mehr; helle Lustbarkeit herrschte im Saale, und ein paar der fröhlich zechenden Kameraden machten sich auf, um den vermißten Grafen Gloneck in den munteren Kreis zurückzuholen. Im nämlichen Augenblick trat er ein, die Stirn leuchtend vom Strahl der Glückseligkeit. Unwillkürlich wandten sich ihm Aller Augen zu, und mit gehobener Stimme, schmetternd wie die triumphirenden Fanfaren nach siegreicher Attacke, rief er uns zu: „Kameraden, ich gebe mir die Ehre, meine soeben stattgefundene Verlobung mit unserer Schloßfrau, Frau Marquise de Tropantres anzuzeigen!"

Donnerndes Hurrah folgte diesen Worten, und brausende Hochrufe huldigten der künftigen Dame des Regiments, der schönen Braut des lieben Kameraden, dessen Glück beim schäumenden Sekt begeistert noch lange gefeiert wurde. Und nur zu früh mußten wir uns endlich trennen, um vor dem Abmarsch kurze Ruhe zu suchen.

Die graue Morgendämmerung schwebte noch mit ihren Schleiern über der Erde. Fern im Osten säumten rosige Lichter den Horizont; die Gestirne verblaßten, und wiehernd begrüßten die Pferde des sich sammelnden Regiments den Anbruch des Tages. In Kurzem stand Alles geordnet, die Schwadronen schwenkten in Zügen ab, die Kapelle trabte vor das Schloß, nahm gegenüber vom großen Balkon des Roccocoflügels Aufstellung und stimmte mit jubelnden Klängen den Brautmarsch aus Figaros Hochzeit an. Just in diesem Momente stieg majestätisch der Sonnenball empor, seine goldenen Strahlen überflutheten das Schloß und woben eine Gloriole um die Marquise, die aus der geöffneten Thür auf den Balkon trat. Bezauberndes Lächeln glitt über ihr holdseliges Antlitz, und anmuthige Röthe verklärte die bleichen Wangen. Salutirend senkten wir die Säbel und dankend winkte ihr weißes Taschentuch. Vom Thurme war der düstere Trauerwimpel verschwunden, und in der frischen Morgenbrise wehte die blaurothe Flagge der Herren von Tropantres.

Als man die Trauben zum Keltern pflückte, donnerten die Böller von den Basteien des im Festschmuck prangenden Schlosses Gloneck hinab in das Rheinthal. Alle Offiziere unserer Dragoner, welche vom Dienste sich beurlauben lassen konnten, hatten sich der zahlreichen Gesellschaft angeschlossen, um dort die glänzende Hochzeit zu feiern, des Erbherrn von Gloneck mit der reizenden Marquise de Tropantres, der einzigen französischen Dame, die, einem deutschen Offizier Herz und Hand schenkend, ihm in seine Heimath folgte.

Umschlag.

Madame: „Ihr Liebhaber, Ernestine, mißfällt mir außerordentlich."

Dienstmädchen: „Ach Du mein Gott! Und dabei sagt er immer, daß er Madame so schön findet, so fein und liebenswürdig."

Madame: „Na, ich sage ja auch nicht, daß er ein schlechter Mensch ist."

Gefunden.

„Hat Ihre Frau Gemahlin in dem neuen Modejournal etwas Passendes gefunden?"

„Sie liegt schon in Ohnmacht."

Backfisch-Gedanken.

Ella: „Ich schwärme für Nordpolfahrer ... ach, so ein Winter im ewigen Eise muß entzückend sein!"

Paula: „Ja, wenn's Vanille-Eis wäre!"

Eine gute Ausrede.

„Hab' ich Dir nicht schon wiederholt gesagt, es ist unschicklich, wenn sich eine Dame nach einem Herrn umdreht?"

„Aber Mama, ich hab' mich ja nur umgeschaut, um zu sehen, ob er sich umschaut, um zu sehen, ob ich mich umschaue."

Brautvater: „Glauben Sie, meine Tochter anständig ernähren zu können, ohne pleite zu machen?"

Bewerber: „Ja!"

Brautvater: „Dann können Sie mehr als ich. Nehmen Sie sie, und werden Sie glücklich!"

Gefärbtes Haar.

Ein fashionabler Ballsaal, prächtige Toiletten, gezwungen lächelnde Herren und Damen. Alles glitzert und funkelt von Perlen und Edelsteinen. Sie nicken einander zu und rauschen vorüber. Eine steht einsam unter dem Schwarm der Gäste, ihr dunkles Auge flammt erzürnt, als sie dem stolzen Cavalier nachblickt, der eben achtlos, fremd an ihr vorüberging; ihr herrliches, blondes Haar leuchtet golden in dem Scheine der elektrischen Lampen. Der schöne Mann beendete seine Runde um den Saal, ihr Blick streifte den Vorübergehenden, und er hielt betroffen im Gehen inne.

„Sie scheinen mich nicht mehr zu kennen", begann die Dame scheinbar ruhig, während verhaltene Wuth ihre Lippen erbeben ließ. Der Angeredete blickte prüfend in das liebliche, erregte Antlitz, ein dämmerndes Erwachen spielte in seinen Zügen, und cynisch lächelnd rief er aus: „Dunkel — erinnere ich mich Ihrer!—"

Das Färben der Haare ist wieder Mode geworden. Wie Alles im Leben immer wiederkehrt, neu erscheint, wieder vergessen wird, um abermals hervorgeholt zu werden aus dem Reservefond der menschlichen Gebräuche, so auch dies. Das Haarefärben ist so alt, wie die Civilisation, und selbst die allerneuesten Mittel sind nicht sicher, als Variationen antiker erkannt zu werden.

Baron von R... sitzt in einem traulichen Plauderstündchen neben der schönen Baronesse d'O..., der Frau seines Freundes, am Kamin. Sie wäre schön zu nennen, wenn ihr braunschwarzes Haar nicht unangenehm mit ihrem zarten, milchweißen Teint kontrastirte. Der Baron ist hinter den Coulissen ergraut und sehnt sich nach den dunklen Locken seiner Lieutenantszeit. Sie halten Kriegsrath. Und siehe da, nach wenigen Tagen harmonirt ein herrliches Goldblond zu dem entzückenden Teint der Baronesse, sie wird zur Königin jeden Cirkels, und „er" kommt wieder in Mode. Wie haben sie sich so schnell geholfen? Ich will es verrathen.

Es giebt Mittel zum Blondfärben, die unschädlich sind und jede gewünschte Nuance nach rationeller Behandlung zu erzeugen im Stande sind. Sie kommen in den Handel unter den Bezeichnungen: Eau de Jouvence, auch Blondeur, Aureoline, Gold hair wash etc., bestehen aber alle vorwiegend aus Wasserstoffsuperoxyd, dem einige minder wichtige Substanzen beigemengt sind. Der Vorgang ist in der Regel folgender: Nachdem das Haar durch eine warme Soda- oder Seifenlösung gereinigt und getrocknet worden, wird die Lösung mittels eines Bürstchens gleichmäßig auf das Haar gestrichen, bis es ganz damit durchtränkt ist. Sodann wird das Haar, welche Farbe es auch vorher hatte, roth — nach der zweiten Waschung rothblond, in der folgenden goldblond, und so kann jede beliebige Nuance erzeugt werden. Alle vier Wochen allerdings muß die Friseuse nachhelfen, während der ganzen Zeit aber kann das Haar gewaschen und gepflegt werden wie sonst. Dieses so gefärbte Haar ist dem der alten Germanen gleich, deren ausgesprochenes Blond in unserem Zeitalter immer seltener zu sehen ist.

Und wie kam der Herr Baron zu seinen schönen, dunklen Locken? Auch das glaube ich zu wissen. Er wird einen feinen Extrakt von Wallnußsaft, der aus unreifen, frischen Nüssen gepreßt wird, angewendet haben. Möglicherweise auch Aureol, ein nicht übles, jetzt modernes Mittel. Jedenfalls hat er sich klugerweise von jenen Mitteln ferngehalten, die schädliche, metallische Verbindungen enthalten; denn diese sind gefährlich giftig. Man glaubt nicht, wie viel Unglück schon durch Anwendung solcher meist gesetzlich verbotener Lösungen hervorgerufen wurde. Da ist z. B. ein Mittel, bekannt unter dem Namen „Chinesische Haarfärbetinktur Fo", das, in Berlin verboten, auf Umwegen heimlich aus Paris bezogen und ungeachtet seiner Schädlichkeit verkauft wird.

Eine in den exklusiven Sphären wohlbekannte Dame von Welt, deren Spezialität es war, jeden Monat in einer anderen Haarfarbenuance zu brilliren, hatte sich eine solche Summe von „Erfahrungswissenschaft" im Haarfärben gesammelt, daß sie guten Bekannten, deren Konkurrenz sie nicht zu fürchten brauchte, gern kleine Winke gab, wenn man sie darum ersuchte. Graf X. wollte gerne wieder hellblond werden, nachdem er bereits stark zu ergrauen begonnen hatte, und seine schöne Freundin rieth ihm eines Tages lächelnd: „Bester, lassen Sie sich Kamillenthee kochen und — — — —" „Aber ich bitte!" meckerte er verdrießlich, in dem Glauben, sie treibe ihren Scherz mit ihm. „Lassen Sie mich zu Ende reden," fuhr sie lachend fort. „Filtriren Sie diesen Thee, versetzen Sie sodann einen Tassenkopf davon mit zwei kleinen Löffeln echten Nußextraktes, kühlen Sie Ihr edles Haupt, das sich einst als das eines Ahnen zur ewigen Ruhe legen wird, fleißig mit dieser Mischung, und Sie sollen sehen!"

Eine — Freundin kam um Rath. Sie hätte das schöne Weib, um dessen Hilfe sie süß lächelnd bat, am liebsten vergiftet; denn ihr Anblick bringt ihr die Zeiten in Erinnerung, wo man nicht ihr zu Füßen lag, ihr! Wehmüthig sieht sie sich am Ende von „entre deux âges", und sie hat beschlossen, den letzten Trumpf auszuspielen. Sie will sich alt machen, um die letzten Reize von Jugend wirken zu lassen. Ihr noch ziemlich annehmbares Gesicht soll von dem weißen Haar abstechen, so wünscht sie, wie das leuchtende Abendroth vor der hereinbrechenden Nacht. Ihr weißes Haar soll anklagend hinweisen auf die Züge, von denen man zu sagen wagt, sie seien — — — ! Sie will die schöne Alte spielen, um nicht mehr die verblühte Junge zu heißen. Bedauernd sagt ihr die allmonatlich in anderer Farbe schillernde Freundin, daß es sehr schwer sei, das Haar am Haupte selbst weiß zu bleichen. Doch fortgesetzte Waschungen mit konzentrirtem Eau de Javelle vermöchten dieses zu Wege zu bringen.

Es ist eine Kunst das Haarfärben und birgt Klippen und Gefahren mancherlei Art. Unsere deutsche Industrie zeichnet sich infolge der strengen polizeilichen Kontrolle durch annehmbare Solidität in den gelieferten Extrakten aus. Auch hat diese Erzeugung bei uns in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen, so daß wir, trotz der leitenden Stellung, die Paris noch immer in kosmetischen Präparaten einnimmt, uns dennoch ganz ruhig den inländischen anvertrauen können, die ebenso gut und billiger sind, doch ist in allen Fällen eine gewisse Vorsicht geboten. Jedenfalls dürfen nicht gute Mittel zu geringen Preisen verlangt werden, da echtfärbende, haltbare und ungefährliche für wenig Geld in der Regel nicht zu haben sein können. Man beginne auch nicht die Prozeduren des Färbens ohne Beihilfe reeller Friseure, Drogisten oder Parfumeure. Damen besonders, ganz abgesehen von der Wahl der Mittel, sollen nicht daran denken, ihr Haar selbst zu färben, da sie es unmöglich, wenn es einigermaßen dicht ist, an allen Stellen gleich behandeln können und so Gefahr laufen, durch mehrfache Haarfarbenuancen aufzufallen. Wer wird auch an solchen Ausgaben sparen! Die Person, deren Eitelkeit so groß ist, daß sie sich über das Odium, welches nach bürgerlichen Begriffen dem „Gefärbten" anhaftet, hinwegzusetzen vermag, kann nicht kleinlich sein. Oder liegt nicht andererseits in der Sorge um das liebe Haupthaar, wenn sie so weit getrieben wird, etwas Lächerliches? Es wird so viel für und gegen das Haarfärben gesprochen. In unserer modernen Zeit, wo der Maßstab des Ethischen so häufig abhanden gekommen, der des Aesthetischen unmodern geworden ist, bleibt einem nichts übrig, als ein geduldiges Sichfügen, ein „Zusehen" im sokratischen Sinne. Und von diesem Standpunkte aus kann man es weder schmähen noch befürworten. Sicher ist nur Eines. Das Färben der Haare hört man am Meisten von solchen verdammen, — die keine mehr besitzen. Mit denen ist aber auch jede Verständigung in der Regel platterdings unmöglich.

Der Renommir-Hase.

Eine tragische Geschichte von M. Benda.

Nun hatte sie endlich einmal einen Hasen, einen wirklichen und wahrhaftigen Hasen, den ersten in ihrer jungen Ehe, und der mußte auf so tragische Weise .....

Doch halt! Hübsch der Reihe nach erzählen und nicht das Ende zum Anfang machen!

Also: Der Beginn unserer kleinen, wahrhaftigen Geschichte liegt um ein paar Tage zurück. Vor einigen Tagen wars, gegen Abend, als Herr Lindner, der als Kopist im Bureau eines Rechtsanwalts ein materiell sehr bescheidenes Dasein führt, seine im vierten Stock belegene Wohnung, weit draußen in einer Straße des fernen Ostens, betrat. Er überraschte seine junge, fleißige Frau bei einer ungewohnten Arbeit — sie war damit beschäftigt, ein Hasenfell mit Stroh auszustopfen und dem Balg die ungefähre Form eines todten Hasens zu geben.

Auf seine verwunderte Frage, was sie denn da mache, erhielt der Mann von seiner Frau die Antwort: „Einen Renommir-Hasen!" Und auf seine weitere Frage, was sie denn darunter verstehe, gab das Frauchen folgende Erklärung ab:

„Alle Miether im Hause haben in diesem Winter schon einmal einen Hasen zum Küchenfenster heraushängen gehabt, nur wir noch nicht! Ein richtiger Hase wär' mir ja schon lieber; da es aber dazu bei uns nicht langt, muß eben ein ausgestopfter herhalten. — Die Leute im Hause sollen doch auch mal denken, daß wir Hasenbraten essen! Die ganze Woche laß ich ihn draußen hängen, bis zum Sonnabend! Dann erst hol' ich ihn wieder rein, und unseren liebenswürdigen Nachbarsleuten soll vor Appetit das Wasser im Munde zusammenlaufen! Nun, hab' ich das nicht fein ausdacht?"

Die junge Frau war während dieser Erklärung ordentlich warm geworden; ihre Wangen glühten und ihre Augen glänzten, als sie zum Schluß die Frage an ihren Mann richtete. Allein dieser war anderer Ansicht als seine Frau und konnte ihrer triumphirenden Siegesfreude nicht beipflichten. Sein juristisch angehauchtes Gewissen sträubte sich dagegen.

„Das ist eine Vorspiegelung falscher Thatsachen!" erhob er warnend seine Stimme. „Thu's nicht! Bedenke, wenn Jemand aus dem Hause dahinter kommt, daß Du dann blamirt bist bis auf die Knochen und für alle Zeiten! Keine ruhige Minute wirst Du mehr haben vor all' den Hänseleien unserer liebenswürdigen Hausgenossinnen!"

Allein die wohlgemeinten Warnungen verhallten im Winde — Frau Lindner beharrte auf ihrem Vorhaben. — — —

An diesem Abend mußte Herr Lindner ausnahmsweise noch einmal in's Bureau gehen; er hatte seinem Chef versprochen, behufs Erledigung einer dringenden Arbeit Ueberstunden zu machen. Und als er seine Arbeit vollendet hatte und nach Hause ging, kam ihm der geniale Gedanke: „Wie wär's, wenn Du für das Honorar dieser Ueberstunden einen wirklichen, leibhaftigen Hasen kaufst!"

Sein Weg führte ihn an einem Geschäft vorüber, vor dessen Schaufenster eine stattliche Reihe Hasen hingen. „Von drei Mark an" stand auf einem Stück Papier, das einem strammen Burschen auf seinen breiten Rücken geheftet war.

Wenige Minuten später eilte Herr Lindner, überglücklich im Besitz eines leibhaftigen Hasen, nach Hause.

Frau Lindner hatte sich, als ihr Mann die Wohnung betrat, bereits zur Ruhe begeben, und das war diesem gerade recht. Unter dem Vorwande, noch einen Schluck Wasser trinken zu wollen, begab er sich in die Küche. Richtig, am Fensterkreuz hing der Renommirhase. Herr Lindner knüpfte ihn ab, versteckte ihn sorgfältig unter der Küchenbank und hing an seine Stelle den „wirklichen".

Dann legte auch er sich zur Ruhe, und trotz der freudigen Erregung über den gelungenen Streich umfing ihn bald tiefer Schlaf.

Anders gings seiner Frau. Diese konnte die ersehnte Ruhe nicht finden. Schuld daran waren die warnenden Worte ihres Mannes. Es wäre ja geradezu fürchterlich, wenn Jemand hinter ihr Geheimniß käme! Der Renommir-Hase hing zwar bereits draußen, gesehen hatte ihn aber bis jetzt noch Niemand, denn als sie ihn am Fensterwirbel anschleifte, war es bereits ganz finster gewesen. Wenn sie ihn also jetzt wieder hereinnahm, konnte sie sich vor der Möglichkeit einer Blamage schützen. So erhob sie sich denn leise von ihrem Lager, warf eine schützende Hülle über und tastete sich vorsichtig im Finstern zur Küche. Die Schleife am Fensterwirbel war rasch gelöst und — pardautz, sauste der vermeintliche Renommir-Hase in die Tiefe. Er war der jungen Frau aus der Hand gerutscht — für ein mit Stroh ausgestopftes Fell war er ihr allerdings merkwürdig schwer vorgenommen.

Erschreckt lauschte sie, bis der dumpfe Schall des Aufschlags zu ihr heraufdrang; dann blieb sie noch einen Augenblick rathlos stehen. Was sollte sie beginnen? So, wie sie war, konnte sie doch unmöglich auf den Hof hinuntergehen! So blieb ihr denn nichts weiter übrig, als das ausgestopfte Fell seinem Schicksal zu überlassen.

Am nächsten Morgen, als Frau Lindner in die Küche kam, um den Kaffee zu kochen, galt ihr erster Blick dem echappirten Renommir-Hasen — er war vom Hofe verschwunden. Wahrscheinlich hatten die Katzen den Balg verschleppt.

Als das Ehepaar dann am Kaffeetisch saß, fragte der Mann schmunzelnd: „Nun, Frauchen, was macht denn Dein Renommir-Hase?" Sowie aber Frau Lindner ihre nächtliche Expedition erröthend erzählte hatte, stürmte ihr Gatte in die Küche, um gleich darauf wie eine geknickte Lilie, das ausgestopfte Fell in der Hand haltend, zurückzukehren. Mit einem unsäglich traurigen Lächeln kam es über seine Lippen: „Nun haben wir doch einmal einen richtigen Hasen gehabt! Da, Frauchen, ist Dein Renommir-Hase! Du siehst, die Strafe ist nicht ausgeblieben — sie ist zwar hart, aber gerecht!" —